

Michael Corsten

Lebenslauf und Sozialisation

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Der Inhalt dieses Studienbriefs wird gedruckt auf Recyclingpapier (80 g/m², weiß), hergestellt aus 100 % Altpapier.

Inhaltsverzeichnis

INHALTSVERZEICHNIS	3
DANKSAGUNG	5
EINLEITUNG: THEMEN UND ANLAGE DES STUDIENBRIEFES	6
KURSEINHEIT 1: LEBENSLAUFZOLOGIE IM 20. JAHRHUNDERT	9
1 ZUR GESCHICHTE DER LEBENSLAUFFORSCHUNG	9
1.1 ANFÄNGE UND FORTENTWICKLUNG IN DEN USA	10
1.2 DIE RENAISSANCE DER LEBENSLAUFFORSCHUNG IN EUROPA	21
2 DAS REPERTOIRE DER LEBENSLAUFFORSCHUNG	29
2.1 BEGRIFFLICHE KLÄRUNGEN: LEBENSLAUF UND BIOGRAPHIE	29
2.2 LEBENSZEIT, LEBENSPHASEN UND ALTER(N).....	32
2.3 LEBENSEREIGNISSE, EPISODEN UND LEBENSVERLAUFSMUSTER.....	38
2.4 ÜBERGÄNGE UND STATUSPASSAGEN	42
2.5 BIOGRAPHIE: LEBEN ALS ERZÄHLUNG, ERFAHRUNG, GESCHICHTE	43
3 LEBENSLAUF UND SOZIALER WANDEL	54
3.1 DIE GEWONNENEN JAHRE UND DIE SICHERE LEBENSZEIT	54
3.2 DIE INSTITUTIONALISIERUNG DES NORMALLEBENSLAUFS	57
3.3 DIE SOZIALE DIFFERENZIERUNG DES LEBENSVERLAUFS.....	60
3.4 GENERATIONEN, LEBENSLAUF UND HISTORISCHE ZEIT	62
4 LEBENSLAUF UND SOZIALISATION	68
4.1 EINE ERSTE DEFINITION VON SOZIALISATION	68
4.2 DER SOZIALISATIONSBEGRIFF IN DER SOZIOLOGISCHEN TRADITION	72
5 LEBENSLAUF UND SOZIALISATION – EIN PAAR SCHUHE?	93
5.1 DIE NOTWENDIGKEIT DER PROZESSPERSPEKTIVE.....	93
5.2 LEBENSPHASEN UND SOZIALISATIONINSTANZEN	94
5.3 SOZIALISATION UND SOZIALBIOGRAPHISCHE ENTWICKLUNG	103
5.4 SOZIALISATION UND KRITISCHE LEBENSEREIGNISSE	105
KURSEINHEIT II: METHODEN DER LEBENSLAUFFORSCHUNG	110
6 QUANTITATIVE METHODEN DER LEBENSLAUFFORSCHUNG	111
6.1 LÄNGSSCHNITTPERSPEKTIVE UND KOHORTEN-DESIGN	111
6.2 EREIGNISANALYSE UND „TRANSITION DATA“	114
6.3 SEQUENZMUSTERANALYSE UND „OPTIMAL MATCHING“	119
6.4 LÄNGSSCHNITTDESIGNS IN DER LEBENSLAUFPSYCHOLOGIE	121
6.5 „THE CLOCKS THAT TIME US“ (ALTER, KOHORTE, PERIODE).....	125
7 QUALITATIVE METHODEN DER BIOGRAPHIEFORSCHUNG	142
7.1 ERZÄHLUNG ALS REKAPITULATION VON ERFAHRUNGEN	143

7.2	LEBENSKONSTRUKTIONEN UND DEUTUNGSMUSTERANALYSE.....	148
7.3	GENOGRAMMANALYSE UND DREI-GENERATIONENANSATZ.....	155
7.4	ALTERNATIVEN: ERZÄHLEN ALS ERKLÄRUNG UND ALS „ACCOUNT“.....	160
8	OFFENE METHODENFRAGEN & NEUE FORSCHUNGSDESIGNS	171
8.1	WAS SIND LEBENSBEDESCHEIBUNGEN?	172
8.2	BIOGRAPHIE: REALITÄT UND/ODER FIKTION	180
8.3	LEBENSANFANALYSEN UND PSYCHOLOGISCHE DATEN	186
8.4	„ECHTE“ LÄNGSSCHNITTDATEN IN DER QUALITATIVEN FORSCHUNG.....	191
8.5	POTENZIALE DES MIXED-METHODS-DESIGNS	194
	KURSEINHEIT III: HERAUSFORDERUNGEN DER LEBENSANFORSCHUNG	205
9	SOZIALISATION UND LEBENSANF ALS HABITUSGENESE	205
9.1	BOURDIEUS HABITUSBEGRIFF ALS SOZIALISATIONSTHEORIE	208
9.2	DIE HALLENSER LÄNGSSCHNITTSTUDIE ZUR HABITUSGENESE.....	214
9.3	DAS HABITUSKONZEPT IN DER QUALITATIVEN BILDUNGSFORSCHUNG	225
10	BIOGRAPHISCHE ENTSCHEIDUNGEN UND DIE ERKLÄRENDE SOZIOLOGIE	230
10.1	ESSERS MODELL VON ENTSCHEIDUNG UND FRAMING	231
10.2	ENTSCHEIDUNGEN IM BILDUNGSVERLAUF	239
10.3	ENTSCHEIDUNGEN IM FAMILIENVERLAUF	244
10.4	WIE RATIONAL SIND BIOGRAPHISCHE ENTSCHEIDUNGEN?	247
11	AUTOBIOGRAPHISCHE ERINNERUNG UND KOMMUNIKATIVES GEDÄCHTNIS.....	253
11.1	KOLLEKTIVES GEDÄCHTNIS ALS KLASSISCHER AUSGANGSPUNKT (MAURICE HALBWACHS)	253
11.2	DAS KOMMUNIKATIVE UND DAS KULTURELLE GEDÄCHTNIS	256
11.3	KOMMUNIKATIVES UND AUTOBIOGRAPHISCHES GEDÄCHTNIS	258
12	WAS STEHT NOCH AUF DER AGENDA?.....	263
12.1	BIOGRAPHIE, LEBENSANF UND WELTGESELLSCHAFT.....	263
12.2	BIOGRAPHISCHE SEMANTIKEN: MEDIAL UND DIGITAL.....	270
12.3	LEBENSANF IM BIO-PSYCHO-SOZIALEN MODELL	280
13	SCHLUSS: SOZIALTHEORIE DES LEBENSANFS UND DER SOZIALISATION.....	293
13.1	LEBENSANF, BIOGRAPHIE UND SOZIALISATION	293
13.2	ZEITSCHICHTEN UND ZEITGESETZE DES LEBENSANFS	295
13.3	FRAGEN ZUR SELBSTBESTIMMBARKEIT DES LEBENS	300
13.4	LEBENSBEDESCHEIBUNG, LEBENSANF, LEBENSANFANG	302
13.5	MAKROSTRUKTURIERUNGEN: RÄUMLICHE DISPOSITIVE DES LEBENS.....	306
	LITERATURVERZEICHNIS	308
	ABBILDUNGSVERZEICHNIS	339
	TABELLENVERZEICHNIS	340

Danksagung

Dieser Studienbrief wurde größtenteils im Zeitraum von April 2019 bis Januar 2020 verfasst. Bereits in dieser Zeit und auch in einer kürzeren anschließenden Korrekturzeit hat eine Reihe von Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Abteilung Soziologie im Institut für Sozialwissenschaften der Universität Hildesheim Teile des Briefes gelesen und mit mir diskutiert. Für die Anregungen aus diesen Diskussionen möchte ich ausdrücklich Kathrin Audehm, Karl-Friedrich Bohler, Holger Herma, Per Holderberg, Melanie Pierburg und Christian Seipel danken.

Ebenso gebührt Dorett Funcke und Julia Gosert für Ihr gründliches Lektorat der Rohfassung Dank sowie Victoria Fabian für ihre Unterstützung bei Formatierung und Graphiken.

Einleitung: Themen und Anlage des Studienbriefes

Dieser Studienbrief ist eine Einladung, sich aus soziologischer Perspektive mit den Themen des Lebenslaufs und der Sozialisation auseinanderzusetzen. Er richtet sich primär an Studierende der Soziologie, die bereits über Vorkenntnisse des Fachs verfügen und im Master studieren. Er ist aber so verfasst, dass ebenfalls Studierende aus dem Bachelor-Studium der Soziologie sowie neugierige Menschen, die aus welchen Quellen auch immer Interesse an gesellschaftlichen Fragen mitbringen und über grundlegende Erfahrungen im wissenschaftlichen Arbeiten verfügen, dem Gang der Argumentation hier folgen können sollten.

Der Studienbrief ist in manchen Hinsichten vielleicht stilistisch etwas eigenwillig. Das hat zum einen etwas mit der Soziologie und ihrer Fachsprache zu tun, zum anderen aber gewiss auch mit dem Autor. So hat dieser beispielsweise versucht, soweit wie möglich in der „Wir-Form“ zu schreiben, ohne diesen als pluralis majestatis aufzufassen. Gewählt wurde die Wir-Form, um dem Charakter der Einladung zu einem gemeinsamen Arbeiten an den hier erörterten Fragen zu entsprechen. Wir soll dabei heißen: (1) wir alle sollen dem hier Gesagten folgen können, (2) wir alle sollen die Gelegenheit haben, mitzumachen, d.h. vor allem mitzudenken, und (3) in diesem Wir des gemeinsamen Denkens und Erörterns von Fragen und Antworten mehr und mehr zu eigenen Fragen und Antworten vordringen zu können.

Selbstverständlich hat jede Person immer schon eigene Fragen und Antworten. Manche Pädagogen sagen, man solle die Leute da abholen, wo sie sich gerade (gedanklich) befinden. Pädagogik heißt aber auch, Leute zu etwas Bestimmten hinzuführen. Genau genommen leitet es sich aus den altgriechischen Wortstämmen „pais“ (παῖς, für Kind) und „gogein“ (ἄγειν, für führen) ab. Insofern wird die Aufgabe des Autors eines Studienbriefes hier darin gesehen, Leserinnen und Leser von allgemeinen Ausdrucksweisen hin zu spezielleren Formen des soziologischen Sprechens zu führen. Eigentlich ist es auch kein Führen, sondern mehr ein Vermitteln zwischen Arten zu reden, genauer von Schriftlich-Etwas-In-Worte-Fassen.

Am wichtigsten sind dem Autor dabei Formen des Sprechens, durch die Sachverhalte und Zusammenhänge zwischen Sachverhalten möglichst angemessen (genau, trennscharf, unmissverständlich, nachvollziehbar) ausgedrückt werden können. Dies kann nicht immer in leichter Sprache geschehen. Vielleicht geht es sogar nur selten in leichter Sprache. Gleichwohl sollen Wege der Vermittlung angeboten werden. Dazu dienen Leitfragen am Anfang von Kapiteln sowie Aufgaben, Wiederholungsfragen und Anregungen zu weiteren, eigenständig durchzuführenden Recherchen am Ende der Kapitel. Außerdem gibt es am Ende von allen Kapiteln jeweils ein Glossar, in dem wichtige Begriffe und Stichworte nochmals kurz durch allgemein-sprachlich formulierte Sätze erläutert werden.

Wenn zwischen Sprechweisen vermittelt wird, nennen wir das übersetzen. Übersetzen dient dem Kennenlernen und Beherrschen neuer Ausdrucksformen. Die Einführung in ein für die Leserin und den Leser unbekanntes Gebiet ist ein Erlernen einer solchen neuen Sprache. Aber wozu dient das Erlernen des Neuen? Wäre es nicht viel besser, wenn wir immer alles schon in den Sprachen sagen könnten, die wir bereits kennen und können? Es gibt viele Gründe, dies nicht zu tun. Denken Sie

einfach an den Fall, dass Ihnen einfache Sudokus irgendwann zu langweilig werden. Oder, dass Sie auf einem Musikinstrument (einer Gitarre, einer Flöte, einem Schlagzeug) mal etwas anderes und sogar Schwierigeres spielen wollen. Bei Sprachen ist es so, dass sich manche Dinge in bestimmten ‚Sprachen‘ anders und vielleicht sogar besser (treffender) ausdrücken lassen. Soziologinnen und Soziologen – insbesondere in der Theoretischen Soziologie – sind vielfach speziell damit beschäftigt, ein neues Vokabular zu finden, um Gesellschaft besser zu begreifen oder um sich über soziale Sachverhalte „soziologisch aufzuklären“. Der Begriff „Soziologische Aufklärung“ stammt von Niklas Luhmann. Es gibt einen interessanten, aber auch nicht ganz einfachen Text vom Münchener Soziologen Armin Nassehi, in dem er Überschneidungen und Unterschiede zwischen der Systemtheorie Niklas Luhmanns und der Objektiven Hermeneutik Ulrich Oevermanns aufzuzeigen versucht.

Es ist diese Art von Übersetzungsarbeit, die in der Soziologie häufig praktiziert wird und auf die Sie in diesem Studienbrief ebenfalls immer wieder stoßen werden. Von Armin Nassehi stammt auch der Satz, dass „Wissenschaftler“ häufig nichts anderes „tun, als Fragen zu stellen und Probleme zu lösen, die es ohne sie nicht gäbe“. Und das sei „das Besondere, was Wissenschaft tatsächlich tut“¹. Das klingt so, als füge die Soziologie der Gesellschaft unnötig weitere Probleme hinzu. Aber könnte man Gleiches nicht auch von der Medizin sagen? Wenn ein Arzt bei einer Person eine Spinal-Stenose im Lendenwirbelbereich diagnostiziert und ihm als konservative Therapie zu regelmäßiger Rückengymnastik rät, dann gibt der Arzt dem Patienten auch ein Problem auf, das dieser nicht hätte, wenn es keine Medizin gäbe. Nassehis Aussage weist also darauf hin, dass das Verhältnis von Problem und Lösung nicht wie das zwischen heiß und kalt ist. Heiß wäre das genaue Gegenteil von kalt, aber bei Lösungen (etwa einer verordneten Therapie in der Medizin oder der Beobachtung eines gesellschaftlichen Wandlungsprozesses in der Soziologie) können wir bemerken, dass sie auch neue Probleme schaffen, die wir nicht hätten, wenn es diese spezifischen Lösungsvorschläge nicht gäbe.

Wissenschaft ist immer an solchen Zwischentönen und Zwischenlagen interessiert. Deshalb sind eine Wissenschaft und ihre Sprache auch keine Werkzeuge, die schon fertig vor uns liegen würden und die wir einfach nur (am besten wie einen Automaten) anwenden könnten. In dem Sinn ist Wissenschaft ebenfalls nicht leicht und bequem zu ‚haben‘. „Handwerker“ – so schreibt Richard Rorty (1992: 36) – wüssten „gewöhnlich, welche Arbeit sie tun müssen, bevor sie die Werkzeuge, die sie dazu brauchen, suchen oder erfinden.“ Dagegen würden Wissenschaftler „nicht erwarten, dass sie klarmachen können, was genau sie tun wollen, bevor sie die Sprache entwickeln, in der ihr Vorhaben gelingt.“ (ebd.) So ähnlich ist dies in jedem wissenschaftlichen Buch und auch in einem Studienbrief. Sie suchen nach „Werkzeugen“ um etwas über die Sachverhalte des Lebenslaufs und der Sozialisation in Erfahrung zu bringen. Aber ob das, was Sie in den soziologischen Angeboten zu diesen Problemstellungen finden, wirklich das ‚Zeug‘ oder die ‚Formate‘ bereithalten, mit oder in denen Ihr Vorhaben gelingen wird, ist noch ungewiss.

¹ Beide Zitate stammen aus einem Interview von Armin Nassehi mit einem Reporter des Deutschlandfunks. Vgl. https://www.deutschlandfunk.de/diskreditierung-der-wissenschaft-wissenschaft-produziert.680.de.html?dram:article_id=385781

Weil wir uns gemeinsam auf die Suche begeben sollen, werden auch keine fertigen Werkzeuge zur Hand gegeben, sondern Fragen gestellt und Antworten vorgeschlagen. Fragen werden dabei durchaus wieder aufgegriffen und umformuliert, um neue oder andere Antworten zu finden.

Inhaltlich ist der Studienbrief in drei Teile oder „Kurseinheiten“ gegliedert. Er beginnt im ersten Teil mit der Vorstellung von Grundlagen der Lebenslaufsoziologie und der Sozialisationsforschung, so wie sie vor allem in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts entwickelt wurden. Der zweite Teil führt in methodische Zugänge ein. Dabei kann es zwar helfen, wenn Sie bereits über methodische Vorkenntnisse verfügen. Methodische Verfahren werden aber stets so dargestellt, dass es mehr um den Nachvollzug der Beweisstrategie eines verwendeten Verfahrens geht und weniger um die technischen Details ihrer Durchführung. Es werden gleichermaßen quantitative und qualitative Ansätze behandelt. Außerdem wird auch auf die Frage der Kombination von quantitativen und qualitativen Verfahren eingegangen.

Im dritten Teil soll es um aktuelle Forschungsfragen gehen, die in der gegenwärtigen Lebenslauf- und Sozialisationsforschung bearbeitet werden. Dabei werden in den Kapiteln neun und zehn Themen behandelt, zu denen es zurzeit sehr viele Studien gibt, die sozusagen Vertreter des gegenwärtigen lebenslaufsoziologischen Mainstreams abbilden. Die Kapitel elf und zwölf enthalten Fragestellungen, die neu auf der Agenda stehen und sich noch nicht ganz so etabliert haben. Das dreizehnte Kapitel ist der Versuch des Autors vom eigenen Standpunkt aus, einen Vorschlag zur theoretischen Integration der Lebenslauf-, Biographie- und Sozialisationsforschung zu machen. Insofern sei hier zu Beginn angemerkt, dass Lebenslauf und Sozialisation aus Sicht des Autors in einem sehr engen Zusammenhang stehen. Wenn von Sozialisation die Rede ist, meinen wir meistens (vielleicht sogar immer) einen Prozess, der sich ‚im Individuum‘ abspielt – was auch immer dieses Individuum (oder Subjekt, Selbst, Person usw.) genau sein mag. Und wenn von Lebenslauf die Rede ist, dann spielen darin immer Momente der Sozialisation als Prozess oder die Bedingungen, unter denen dieser Prozess stattfindet, eine zentrale Rolle. Dies wird auch schnell deutlich werden, wenn wir uns im ersten Kapitel klassischen – bahnbrechenden – Studien der Lebenslauf-forschung zuwenden.

Noch ein letztes Wort zur Frage des grammatischen Geschlechts. Das Deutsche kennt männliche, weibliche und sächliche Artikel wie Personalpronomen. Um anzuzeigen, dass niemand sprachlich dadurch ausgeschlossen oder stereotypisiert werden soll, dass männliche oder weibliche Formen im Plural benutzt werden – was man „generischen Maskulinum“ oder „generisches Femininum“ nennen kann – werden heute gerne Unterstriche, Schrägstriche oder Sternchen verwendet. In diesem Studienbrief wird darauf verzichtet. Es ist dem Autor nicht klar, ob die Beibehaltung des Problems einer geschlechterdifferenzierenden Sprache oder seine vermeintliche Lösung durch neue Schreibformen problematischer ist. Im Wir von Leserinnen und Autor formuliert: wir müssen halt so gut lesen und schreiben wie wir können, um zu bemerken, an welchen Stellen eine andere Lösung womöglich besser, treffender oder klarer gewesen wäre. Das können wir – so meine ich – wahrscheinlich auch ohne Hilfe von Strichen und Sternchen.

Kurseinheit 1: Lebenslaufsoziologie im 20. Jahrhundert

Im ersten Teil des Studienbriefs geht es darum, einen Überblick zu den grundlegenden Begriffen, zentralen Annahmen und typischen Zugängen der Lebenslauf- und Sozialisationsforschung zu liefern. Dies wird zunächst in einer groben geschichtlichen Darstellung der Entwicklung von Richtungen der Lebenslaufforschung geschehen, die bahnbrechende Studien hervorgebracht haben, die heute noch als Meilensteine gelten (Kapitel 1). Danach widmen wir uns dem begrifflichen Repertoire der Lebenslaufforschung, deren Grundsteine etwa zwischen 1980 und 2000 gelegt wurden (Kapitel 2). Die damals entwickelten Kategorien und damit verbundenen theoretischen Perspektiven gelten noch heute als wesentliche Bezugspunkte der Lebenslaufsoziologie. Ein weiterer ausschlaggebender Aspekt besteht darin, dass im gleichen Zeitraum wichtige Annahmen formuliert worden sind, die empirische Befunde der Lebenslaufforschung in den Zusammenhang der gesellschaftsgeschichtlichen Entwicklung der gegenwärtigen Moderne gerückt haben. Die Lebenslaufforschung beansprucht dabei insbesondere, zentrale gesellschaftliche Entwicklungen des 20. Jahrhunderts präzise abbilden und erklären zu können (Kapitel 3). Den ersten Teil schließen dann zwei Blicke in die Sozialisationsforschung ab. Hier werden zunächst wichtige begriffliche Entscheidungen erörtert, sodann die soziologische Tradition der Sozialisationsforschung vorgestellt (Kapitel 4). Danach werden die wesentlichen Sozialisationskontexte und Sozialisationsinstanzen skizziert und zwei Forschungszweige vorgestellt, die Sozialisations- und Lebenslaufperspektiven miteinander verbinden: die sozialpsychologische Forschung zur sozialbiographischen Entwicklung und die Untersuchung kritischer Lebensereignisse (Kapitel 5).

1 Zur Geschichte der Lebenslaufforschung

Die soziologische Lebenslaufforschung beginnt vor rund 100 Jahren in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts – insbesondere in den USA. Gemeint ist damit, dass sich die Untersuchung von Lebensläufen im Rahmen einer Forschungstradition – genauer der sogenannten „Chicago School“ – als ein systematisch verwendetes Forschungswerkzeug etabliert. Während somit die klassischen Studien der modernen Soziologie, etwa Webers Protestantismus-Studie, Durkheims Selbstmordstudie oder die grundlegenden Theoriewerke von Weber, Simmel, Mead oder Durkheim um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert verfasst wurden, setzt die empirische Erforschung von Lebensläufen etwas später ein. Sicher haben schon klassische Studien biographische Analysen beinhaltet, wenn wir uns etwa anschauen, dass Max Weber seine wesentlichen Argumente für den Zusammenhang von protestantischer Ethik und dem Geist des Kapitalismus einer Untersuchung der Biographien von Johannes Calvin und Benjamin Franklin verdankt. Solche Analysen waren jedoch methodisch noch wenig ausgearbeitet und haben daher keine eigene Forschungstradition begründet. Dies geschieht erst mit den Arbeiten von William I. Thomas, Dorothy S. Thomas und Florian Znaniecki in Chicago um 1920 herum. Diese Forschungstradition bringt in den zwanziger und dreißiger Jahren eine Reihe von klassischen Studien hervor und wird nach einer Zwischenphase vor allem in den 1960er und 1970er Jahren wieder stärker aufgegriffen und auch neu ausgerichtet, zum einen in den USA selbst, und dann vor allem in Europa, ab den 1980er Jahren verstärkt. Auch hier können wir wiederum Veränderungsschritte der konzeptionellen und methodischen Zugänge beobachten.

Wir werden uns daher in diesem ersten Kapitel mit dem Zusammenhang von einzelnen Studien und der Forschungsperspektive, die sie realisiert haben, beschäftigen. Es geht dabei weniger um die einzelnen Ergebnisse der Studien, sondern um den neuartigen Zugang, den sie konzeptionell und methodisch zur Untersuchung gesellschaftlich relevanter Probleme geboten haben. Gerade die Anfänge der Chicago School – und auch einige ähnlich geartete Vorläuferstudien in Europa – weisen einen sehr engen Bezug zu gesellschaftlichen Problemen des frühen 20. Jahrhunderts auf (1.1). Insofern ist es auch interessant zu beobachten, was in den Siebziger Jahren die Renaissance der Lebenslaufforschung begründet haben könnte (1.2) und in welchen gesellschaftlichen Forschungskontexten sie besonders stark aufgegriffen wurde.

1.1 Anfänge und Fortentwicklung in den USA

Den Anfängen und Fortentwicklungen der Lebenslaufforschung in den USA werden wir uns mit folgenden Ausgangsfragen zuwenden. Was sind die gesellschaftlichen Problemlagen, auf die mit der Ausbildung der Lebenslaufperspektive reagiert wird? Wie wird die Lebenslaufperspektive verstanden? Welche Idee vom Individuum legt diese Perspektive zugrunde? Inwiefern und wodurch ergeben sich aus der Lebenslaufanalyse auch Erkenntnisse für den Prozess der Sozialisation? Welche weiteren Untersuchungsverfahren werden der Lebenslaufforschung zur Seite gestellt?

1.1.1 Die Analyse von „own stories“ in der Chicago School

In diesem Abschnitt werden wir uns mit drei Phasen der Entwicklung der sogenannten Chicago School in der US-amerikanischen Soziologie beschäftigen, der Gründungsphase zwischen 1920 und 1930, einer Zwischenphase von 1950 bis Mitte 1960 und einer Reflexions- und Reorganisationsphase ab 1970. Wir tun dies anhand von Studien, die in der Soziologie als Meilensteine angesehen werden.

Die Studien der frühen Phase sind stark durch die gesellschaftlichen Problemlagen der 1920er Jahre geprägt, die vor allem einen Zusammenhang von Verstädterung und Modernisierung betrafen. Dieser Zusammenhang ließ sich an der stark wachsenden US-amerikanischen Metropole Chicago besonders gut – exemplarisch – studieren. Die Prozesse, die in den Studien spezifischer untersucht wurden, betrafen erstens die Erfahrungen, die Einwanderer bei ihrer Ankunft in den Großstädten der USA in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts machten. Davon zeugt die bahnbrechende Studie „The Polish Peasant in Europe and America“ von Florian Znaniecki und William Isaac Thomas, die auf persönlichen Dokumenten (insbesondere Briefen) von polnischen Einwanderern und autobiographischen Texten beruhte und in fünf Bänden zwischen 1918 und 1920 erstmals (Thomas/Znaniecki 1918ff.) erschienen ist. Ein zweiter wichtiger Bezugspunkt war die Erfahrung von Kindern im Kontext der Urbanisierung. Die soziologische Untersuchung des Wachstums von Städten zeigte, dass sich Problemviertel, sogenannte Ghettos ausbildeten, die für die Entwicklung der Kinder keine günstige Ausgangslage bedeuteten. Studien wie „The Unadjusted Girl“ (Thomas 1928) oder „Child in America“ (Thomas/Thomas 1923) zeugen von dieser Problematik. Und damit ergab sich drittens ein spezifischer Strang der Untersuchung von abweichendem Verhalten und Kriminalität, in dem gerade auch die biographische Entwicklungsgeschichte aus der Perspektive des ‚unangepassten‘ oder ‚delinquenten‘ Jugendlichen bzw. jungen

Erwachsenen im Mittelpunkt stand. Dies können wir beispielhaft an der Studie „The Jack-Roller“ von Shaw (1930) nachvollziehen.

Thomas/Znaniiecki: The Polish Peasant in Europe and America

Die Studie von William I. Thomas und Florian Znaniiecki wurde zwischen 1918 und 1920 in insgesamt fünf ‚dicken‘ Bänden veröffentlicht. Ich beziehe mich hier auf eine Auflage aus dem Jahr 1974, die bei „Octagon Books“ in New York erschienen ist und die fünf Bände in zwei Volumes zusammenfasst. Sie beruht auf der 1927 beim New Yorker Verlag „Knopf“ wiederaufgelegten Fassung der fünf ursprünglichen Bände. Die zwischen 1918 und 1920 zuerst beim Bostoner Verlag „The Gorham Press“ von Richard G. Badger verlegten fünf Bände waren folgendermaßen aufgebaut:

- Volume I: Primary Group Organization (Thomas/Znaniiecki 1918a)
- Volume II: Primary Group Organization (Thomas/Znaniiecki 1918b)
- Volume III: Life-Record of an Immigrant (Thomas/Znaniiecki 1919)
- Volume IV: Disorganization and Reorganization in Poland (1920a)
- Volume V: Disorganization and Reorganization in America (1920b)

Die hier zugrunde gelegte Fassung von 1974 behält in den beiden Bänden die Organisation der fünf Teile bei, stellt allerdings das Interview mit dem Immigranten Wladek Wiszniewski als Part IV an den Schluss des zweiten Volumes. Die anderen vier Volumes werden als Part I bis III in der alten Reihenfolge beibehalten, wobei Volume I und Volume II zu Part I zusammengefasst wurden. Die Gründe dafür lassen sich gut anhand der Inhalte der fünf ursprünglichen Bände verständlich machen. Die ersten beiden Volumes beinhalten neben einem „methodologischen Vorwort“ (im Original: „note“) vor allem Briefe, und zwar erstens Briefe, die als Korrespondenzen zwischen den Angehörigen von Familiengruppen ausgetauscht wurden, und zweitens individuelle Briefe. Eine dritte Gruppe von Briefen betrifft persönliche Beziehungen außerhalb von Ehe und Familie. Der dritte Band enthielt – wie schon erwähnt – einen einzigen „Life-Record“, nämlich die Lebenserzählung von Wladek Wiszniewski. Der Band IV beschäftigt sich mit der Lebenssituation in Polen und den dortigen gesellschaftlichen Veränderungen, die zur Auswanderung motiviert haben, und der Band V untersucht die Lebensbedingungen, die die polnischen Immigranten in den USA antrafen sowie deren Sichtweisen und Reaktionen darauf.

Die von Thomas und Znaniiecki publizierten fünf Bände bestehen zu rund zwei Dritteln aus primärem Datenmaterial, aus Briefen, die fast vollständig abgedruckt sind und aus der langen Lebenserzählung von Wladek. Den Briefen ist neben der methodologischen Vorbemerkung eine weitere Einleitung vorangestellt. Die Briefe selbst sind in sogenannte „Serien“ eingeteilt. Sie stellen überwiegend Familienfälle dar, z.B. „Koslowski Series“, „Jackowski Series und so weiter. Insgesamt handelt es sich um rund 50 „Letter Series“, von denen etwa 10 Serien Korrespondenzen mit Personen außerhalb der Familiengruppe enthalten. Die beiden ersten Bände, die thematisch mit „Primary Group Organization“ übertitelt sind, untersuchen das Briefmaterial als Ausdruck der Familienverhältnisse. Die Briefe und die Autobiographien werden übergreifend als „personal life records“ – als „persönliche Dokumente“ bezeichnet. Zum Teil handelt es sich um Korrespondenzen,

die lediglich eine kurze Phase von ein bis zwei Jahren abbilden, zum Teil finden sich Briefwechsel, z.B. in der „Borkowski Series“ (Thomas/Znanięcki 1974a: 858-868), die sich über rund 15 Jahre – von 1897 bis 1912 – erstrecken. Die frühesten Briefe gehen auf die Anfangsjahre der 1890er zurück, die spätesten sind auf 1914 datiert. Allen Briefserien ist jeweils eine kurze Passage mit Hintergrundinformationen zur Familie vorangestellt, die dem Leser eine Einordnung des Materials ermöglichen sollen. Das Material soll somit im Wesentlichen für sich selbst und durch seine Anordnung durch die Forscher sprechen. Kommentare der Forscher und die Schlussfolgerungen, die sie in ihren übergreifenden Analysen ziehen, sind in dem Buch strikt getrennt. Gleichwohl bildet die bi-polare Spannung zwischen Erfahrungen der Desorganisation des gemeinschaftlichen Lebens und der lebenspraktischen Versuche seiner Reorganisation den roten Faden der fünf Bände.

Diese Dynamik aus Desorganisation und Reorganisation von Lebensverhältnissen betrifft den gesellschaftlichen Veränderungs- und Modernisierungsprozess in Polen, dem Ausgangsland der Migranten, sowie den Eruptionen, die ab 1914 zusätzlich durch den Ersten Weltkrieg ausgelöst werden. Sie betrifft aber auch die Transformationsprozesse innerhalb der US-amerikanischen Großstädte. Die Autoren zeigen die Transformationsprozesse am Beispiel Chicagos, in dem zu Beginn des 20. Jahrhunderts allein ca. 350.000 polnische Einwanderer leben (Bulmer 1986: 50), wobei die Stadt die höchste Bevölkerungszahl außerhalb Polens besitzt und nur von den polnischen Städten Warschau und Lodz übertroffen wird. Die Dynamik von Desorganisation und Reorganisation betrifft aber auch die Biographie der Migranten bezogen auf die Lebensumfelder, die sie in Polen und in den USA antreffen. Es lösen sich ihre primären sozialen Beziehungen zu Angehörigen in Polen auf und es bildet sich eine Organisation neuer sozialer Beziehungen in den US-amerikanischen Großstädten aus, die jedoch immer noch – zumindest in einem indirekten – Verhältnis zu den sozialen Vergemeinschaftungsformen in Polen stehen, was sich z.B. an der Herausbildung von ethnisch segregierten Wohnvierteln und an der Aufrechterhaltung von Fernbeziehungen – den untersuchten Briefwechseln – bemerkbar macht.

Worin bestehen nun die konzeptionellen und methodischen Errungenschaften dieser Studie? Als erstes lässt sich festhalten, dass die Studie „The Polish Peasant“ in einem bis dato in der Soziologie nicht bekannten Umfang Dokumente vorlegt, die aus der sozialen Lebenswirklichkeit der Personen selbst stammen. Es handelt sich bei den Briefen um Datenmaterial, das von den untersuchten Personen in ihrer Alltagspraxis produziert wurde und nicht durch die Forscher – etwa in Form von Statistiken, Fragebögen oder Tests, die damals ebenfalls schon vorlagen, wie z.B. die von Thomas und Thomas (1923) durchgeführte Forschungsarbeit „The Child in America“ zeigt. Znanięcki und Thomas nähern sich also sehr stark der Alltagswelt der untersuchten Personengruppe an. Daher sprechen sie von „personal life-records“ (Thomas/Znanięcki 1974a: 1832). Zudem stellt auch das Material der Lebenserzählung Daten zur Verfügung, die von den Personen selbst aufgeschrieben wurden – auch wenn es hier, wie wir gleich bei der Studie „The Jack Roller“ sehen werden, zur Unterstützung im Schreibprozess durch die Forscher kam.

Neben diesem methodischen Aspekt der Recherche und Erhebung von alltagsnahen Dokumenten spielen in konzeptioneller Hinsicht zwei Ziele eine wichtige Rolle: (1) die Ermittlung des Verhältnisses von subjektiven Perspektiven und den äußeren Lebensbedingungen, die durch die sich rapide verändernden gesellschaftlichen Verhältnisse auf die Individuen auswirkten; (2) die Entwicklung des Konzepts der „Situation“, in das subjektive Perspektive und soziale Bedingungen in

gleichem Maße eingehen sollten. Das, was Thomas und Thomas (1928: 572) in „The Child in America“ die „Definition der Situation“ nennen werden, soll beides – subjektive Perspektive und soziale Bedingungen – gleichermaßen berücksichtigen. Den Begriff der Situation verwenden Thomas und Znaniecki (1974a: 68) bereits in der „methodological note“ im ersten Band von „The Polish Peasant“. Dazu sei erforderlich, dass drei Arten von Daten berücksichtigt werden:

„(1) The objective conditions under which the individual or society has to act (...). (2) The pre-existing attitudes of the individual or the group (...). (3) The definition of the situation, that is, the more or less clear conception of the conditions and consciousness of the attitudes.“ (Thomas/Znaniecki 1974a: 68).

Die Möglichkeit des Individuums, die Situation nicht nur aus dem Repertoire der etablierten sozialen Definition der Situation heraus zu bestimmen, sondern unter bestimmten Bedingungen selbst eine andere Situationsdefinition zu entwickeln, erklärt aus Sicht von Thomas und Znaniecki das Verhältnis zwischen der Desorganisation und Reorganisation einer sozialen Lage. Dies veranschaulichen sie an dem Beispiel wie männliche Einwanderer auf die Erfahrung der ‚Untreue‘ („infidelity“) reagierten. Zwar folgten sie zunächst den Regeln und Werten der sozialen Institution Ehe, die im Allgemeinen für die Personen in ihrem Umfeld gültig wären. Aber unter der Bedingung weiterer ökonomischer Möglichkeiten und dem Umstand, dass die Untreue der Frau entdeckt wurde, entwickelten die Männer in der Situation der Migration eine neue Haltung („new attitude“) und definierten die Situation für sich selbst (vgl. dazu Thomas/Znaniecki 1974a: 69). Dann habe der Migrant in folgender Weise eine subjektive Neuordnung der Definitionselemente einer Situation vorgenommen: „(h)e takes certain conditions into account, ignores or neglects others, or gives them a certain interpretation in view of some chief value...“ (ebd.).

Die Rekonstruktion der individuellen Entwicklung an den ‚subjektiven‘ Datenmaterialien der Briefe und Lebenserzählungen bleibt gleichwohl stets verankert in einer soziologischen Rekonstruktion der objektiven Lebensbedingungen der polnischen Migranten. Dazu zeigen Thomas und Znaniecki (1920a) im vierten Band zunächst die soziale Desorganisation der wesentlichen Beziehungen in Familie und lokaler Gemeinschaft und daran anschließend die Konsequenzen aus diesen Desorganisationen für die alltäglichen Überlebensstrategien im alten System auf. Dieses wird darüber hinaus auf der Makroebene der Gesellschaft durch sozialen Wandel und von revolutionären Strömungen bedroht. Zugleich stellen sie in einem zweiten Teil des vierten Bandes (Thomas/Znaniecki 1974b: 1303ff.) dar, wie sich in dieser Situation der enormen gesellschaftlichen Veränderungen in Polen um die Wende vom 19. ins 20. Jahrhundert die Gesellschaft reorganisierte, indem neue Formen der politischen und gesellschaftlichen Elitebildung, Erziehung und durch freie Presse und Öffentlichkeit auch eine neue Sicht von gesellschaftlichen Verhältnissen entstand. Das lokale bäuerliche Leben und seine Gemeinschafts- und Autoritätsstrukturen wurden abgelöst durch eine weitere Vorstellung von Gesellschaft in einem nationalstaatlichen Kontext mit urbanen Zentren und öffentlichem Leben. Aber auch diese reorganisierte Gesellschaft bot nicht genügend Spielraum für alle einfachen Bauern und Landarbeiter, die im Zuge der sozialen Desorganisation Ende des 19. Jahrhunderts ‚frei gesetzt‘ wurden. Sie verließen Polen und wanderten sowohl in andere Länder Europas (u.a. auch nach Deutschland, insbesondere ins Ruhrgebiet) und in die USA ab.

Und ebenso verfolgen Thomas und Znaniecki Dynamiken der Neu-Organisation und Desorganisation des gemeinschaftlichen Lebens der Immigranten nach ihrer Ankunft in den großen Städten der USA. Sie widmen sich systematisch den Fragen nach der Bedeutung und den Folgen der Emigration, den Formen der Herausbildung polnisch-amerikanischer Gemeinschaften in den großen Städten und vor allem deren übergreifender territorialer Strukturierung („super-territorial organization“, Thomas/Zaniecki 1974b: 1575ff.) in den USA, die vor allem darin besteht, dass sich in den Großstädten ethnisch durch bestimmte Einwanderergruppen geprägte Wohnviertel etablieren (wie z.B. „Little Italy“ in New York oder „Chinatown“ in San Francisco). Und wie bereits am Anfang erwähnt spielte die polnische Einwanderergruppe für die Großstadt Chicago eine besondere Rolle.

Thomas und Znaniecki leitete somit folgendes Erkenntnisinteresse: Das Zusammenspiel aus sozial vorliegenden Mustern der Situationsdefinition und ihrer jeweiligen individuellen Aneignung soll für den Fall der Veränderung von sozialen und konkreten Rahmenbedingungen des Zusammenlebens mit Hilfe von Daten untersucht werden, die Auskunft sowohl über die Bedingungen als auch über deren subjektive Deutung und Verarbeitung durch die individuellen Akteure geben können. Dafür eignet sich der Fall der Migrationsströme auf besondere Weise. In ihnen zeigen sich soziale Veränderungsprozesse sowohl in der Gesellschaft, aus der Migranten auswandern, als auch in den Einwanderergesellschaften. Und an den biographischen Entwicklungen der einzelnen Migranten zeigen sich deren subjektive Deutung (Situationsdefinition) und Verarbeitung. Dabei stellen die von Thomas und Znaniecki recherchierten und dokumentierten Briefwechsel und Lebenserzählungen aus „The Polish Peasant“ Datenmaterial dar, an dem auf eindrückliche Weise die subjektive Deutung sozialer Rahmenbedingungen rekonstruiert werden kann. In der Möglichkeit, dieses Zusammenspiel aus Rahmenbedingungen und subjektiver Bewältigung aufzudecken, bestand das Neue dieser Forschungen aus der Chicago School.

Clifford R. Shaw: The Jack-Roller

Auf der gleichen Linie der Forschungen aus der Chicago School liegt die Untersuchung „The Jack-Roller“ von Clifford R. Shaw (1930). Ganz analog zum Life Report von Wlodek Wieszniowski in „The Polish Peasant“ handelt es sich um die exemplarische Rekonstruktion der Entwicklung eines jugendlichen Delinquenten namens „Stanley“ aus den 1920er Jahren. Auch darin geht es um die soziologische Rekonstruktion der Lebensgeschichte als eine „own story“. In „The Jack Roller“ dreht es sich um die Entstehungsgeschichte einer jugendlichen Abweichung und Kriminalitätskarriere, die im „jack rolling“ besteht, dem Ausrauben von schlafenden oder betrunkenen Personen auf meist nächtlichen Straßen der Großstädte, auch wieder am Beispiel Chicagos. Der „Jack-Roller“ zählt zu den typischen Sozialfiguren, die als „marginal men“ (Park 1928) der „Street Corner Societies“ (Whyte 1943) in der Chicago-School untersucht wurden.

Auch in „The Jack Roller“ werden der von „Stanley“ selbst aufgeschriebenen Lebenserzählung weitere Datenarten zur Seite gestellt. Dazu gehören zum Beispiel die Auflistung seiner behördlich dokumentierten Verhaltensauffälligkeiten („official records of arrest“), die in seinem Fall im Lebensalter von sechs Jahren beginnen, da „Stanley“ immer wieder von zuhause ausreißt und auf Polizeistationen, in sogenannten „Detention Houses“ oder später in „Reformatory Schools“ oder

„Correction Houses“ in Gewahrsam genommen wird. Außerdem erläutert Shaw anhand von sozialgeographischem Material die sozial ungleiche Verteilung von Bevölkerungsschichten auf die Stadtviertel und Wohngebiete Chicagos. Dabei zeichnet Shaw genau nach, in welchen drei Quartieren „Stanley“ in den ersten rund zwanzig Jahren seines Lebens mehr vagabundiert als gewohnt hat. Kern des Buches sind somit a) die etwa 100 Seiten schriftlich abgefasste Lebenserzählung von „Stanley“, die von Shaw stets als „his own story“ bezeichnet wird, b) die Auflistung und Kommentierung seiner „Delinquenz-Karriere“ aus den offiziellen Akten, und c) die sozialgeographische Kartierung der sozialen Verteilung der Bevölkerung Chicagos unter besonderer Berücksichtigung der konkreten Lebens- und Wohnumfelder von „Stanley“. Soweit ähnelt die Studie „The Jack Roller“ dem Forschungsdesign von „The Polish Peasant“, nicht zuletzt auch in dem Umstand, dass die Lebenserzählung unkommentiert für sich steht und ihr die soziologischen Materialien zu den „official records“ und den sozialgeographischen Beschreibungen zur Seite gestellt werden.

Interessant sind jedoch Inhalt und die Entstehungsgeschichte der Lebenserzählung, denn hier zeigt sich, dass Stanleys „own story“ doch nicht ganz die seine ist. Wieso? Tatsächlich haben die Forscher Stanley in dessen Alter von 16 Jahren und acht Monaten gebeten, seine Geschichte aufzuschreiben. Stanley befand sich damals im Rahmen einer Jugendstrafe in einem „House of Correction“. Der Forscher Shaw bittet den Jugendlichen somit im Rahmen einer „Erziehungs“- bzw. „Korrektur“-Maßnahme um die schriftliche Abfassung seiner Lebensgeschichte. Insofern wird diese Aufgabe aus Stanleys Sicht sicher als ein Auftrag im Rahmen seiner ‚Umerziehung‘ aufgefasst worden sein. Zwar gab ihm das Forscherteam um Shaw die Gelegenheit, seine Geschichte in seinen eigenen Worten abzufassen – nur, dass die erste Fassung, die Stanley vorgelegt hatte, gar nicht als solche verwertet wurde. Stattdessen wurde sein Skript durchgesehen und für nicht hinreichend erachtet. Es wurde ihm insofern die Rückmeldung gegeben, dass seine aufgeschriebene Erzählung nicht ausreiche. Zudem erhielt er eine „Instruktion“ zu einer „further elaboration“, „until the story was as complete as possible“ (Shaw 1930: 22). Dieser Prozess aus Schreiben und Überarbeitung auf der Grundlage ‚redaktioneller‘ Wünsche der Forscher hat sich über einige Zeit erstreckt. Insgesamt begleiteten die Forscher die Delinquenzkarriere von Stanley bis etwa zum Alter 21.

Auch die Gliederung der Inhalte der Lebenserzählung Stanleys wird durch Untergliederungen und Überschriften strukturiert, die vom Forschenden vorgenommen wurden. Sie ist etwa folgendermaßen aufgebaut:

Präambel: „kind of my life“

Familie: „stepmother“ and „mostly absent father“

Stationen des Arrests: „Detention Houses“ and „Reformatory Schools“

Kontexte des Auf-Der-Straße-Lebens: „runways“ - „jack-rolling“ – „out, but an outcast“

Letzte Station des Arrests: „House-of-Correction“ as „House-of-Corruption“

Stanley beginnt seine Erzählung mit einer Gesamtrahmung des bisherigen Lebens, das er als verwirrt betrachtet. Gleich in dieser Rahmung setzt er das Ereignis des Eintritts der Stiefmutter in sein Leben als den Anfangspunkt einer unglücklichen Verkettung an, die als Aufeinanderfolge von weiteren Stationen einer Misere interpretiert werden. Danach folgt ein zweiter Abschnitt, in dem ausführlich das als feindselig bewertete Verhalten der Stiefmutter zu den drei Kindern aus der

ersten Ehe des Vaters ausgemalt wird, so wie der Rückzug des Vaters aus der Familie und seine mangelnde Unterstützung. Der dritte Teil der Lebenserzählung umfasst die Erfahrungen des Ausreißens von zuhause, das im Alter von sechs Jahren beginnt, und den kurzen Arresten in Detention Houses, die später von den längeren Unterbringungen in Reformatory Schools abgelöst werden. Diese Erfahrungen wechseln mit vorübergehenden Rückkehren in das Elternhaus, wiederholten Ausreißversuchen, bei denen Stanley nach einer gewissen Zeit immer wieder aufgegriffen wird und den Unterbringungen in „reformatory schools“. Ab dem Alter von 12 Jahren werden Praktiken des Jack-Rollings aktenkundig. Stanley hatte sich in den „reformatory schools“ älteren Jungen angeschlossen, deren Netze er in den Phasen des Ausreißens aufsucht und mit ihnen Überfälle begeht. Stanleys Geschichte erscheint somit als ein unaufhörliches Hin- und Herstraucheln zwischen Institutionen der staatlichen Um-Erziehungsmaßnahmen, der Rückkehr in die desorganisierte Familie und den Versuchen auszureißen und auf der Straße zu leben.

Wichtig ist dabei die Frage, welche sozialen Bindungen Stanley in diesen sich wiederholenden Kreisläufen glaubhaft Autorität zusichern. Hier spielen die frühen Erfahrungen auf der „Reformatory School“ eine zentrale Rolle, insbesondere das Bestrafungssystem der Einrichtung, auf das er einerseits trifft und andererseits die Verbundenheit der kind- und jugendlichen Insassen, die sich dort auf den „code“ einchwören: „don't squawk“. Damit ist nicht nur gemeint, nicht beim Vollzug der damals noch obligatorischen Prügelstrafe zu kreischen oder zu schreien, sondern sich auch nicht bei Androhung oder beim Vollzug der Strafe zum Verrat anderer verleiten zu lassen. Stanley trifft somit als Kind im Alter von sieben bis zehn Jahren auf eine Erziehungsinstitution, die nur die Entscheidung zwischen zwei Seiten kennt: die Unterwerfung unter das System der Erziehung oder die Verbundenheit mit den anderen „boys“.

Wir treffen mit der im Buch „The Jack-Roller“ festgehaltenen Lebenserzählung von Stanley auf ein bemerkenswertes Sprachdokument, das eine Mischung aus mindestens vier Teilsprachen besteht: der alltäglichen Umgangssprache aus Familie und naher Mitwelt, der formalen Sprache der Erziehungsinstitutionen für auffällige Kinder und Jugendliche, der Geheimsprache der kind- und jugendlichen Insassen und einer reflexiven Überschreibung der alltäglichen Sprechweisen in eine ansatzweise versozialwissenschaftlichte Reformulierung der eigenen Erfahrungen, die vermutlich durch die Korrekturanweisungen der Forscher bedingt ist. Die Lebenserzählung von Stanley ist somit eine „own story“ mit Hilfe von sozialwissenschaftlichen Anleitungen. Dieses Vorgehen und das damit verbundene Unkenntlich-Werden des Einflusses des Forschers auf den Prozess der Sammlung von Datenmaterial wird später ein wichtiger Aspekt bei der Reflexion der Güte von Forschungsdokumenten.

1.1.2 Von „Own Stories“ zur „Life Course Research“

Die Chicago-School hat sich bis in die Sechziger Jahre hinein weiterentwickelt und eine zweite Generation von Forschern hervorgebracht, zu denen in erster Linie Howard S. Becker, Herbert Blumer und auch noch Anselm Strauss zählen. Diese von der Rezeption George H. Meads und weiteren Vertretern des Chicagoer Pragmatismus geprägte Richtung wurde dann auch als Symbolischer Interaktionismus bezeichnet. Über Anselm Strauss und Erving Goffman sowie dem zu-

nehmenden Einfluss der Sozialphänomenologie von Alfred Schütz entwickelten insbesondere Harvey Sacks und Harold Garfinkel den Forschungszweig der Ethnomethodologie. Dadurch ändert sich auch der Stellenwert, den Lebenserzählungen in den Untersuchungen der Verzweigungen der Chicago School einnehmen. Dies werden wir hier anhand der Arbeiten von Howard Becker nachvollziehen sowie an der Studie „Mark“ von Aaron Cicourel, die den veränderten Stellenwert von Lebenserzählungen im Rahmen des symbolischen Interaktionismus von Anselm Strauss und bei Erving Goffman bis in die ethnomethodologische Positionen von Harold Garfinkel und Harvey Sacks spiegeln.

Howard Becker: Boys in White, Outsiders: The Jazz Musician

Eine zentrale Kategorie, die im Rahmen der Chicago School entwickelt wurde, war die der „sub culture“ (Cohen 1955). Der Begriff taucht teils schon bei Shaw auf. Bei Cohen wird der Begriff, der zunächst kriminalsoziologisch enger auf Kulturen von delinquenten Gruppen gefasst war, auf abweichende Lebensstile von sozialen Einheiten übertragen, die wir heute eher Szenen oder Szenekulturen nennen würden. Eine frühe interessante Studie ist die von Paul G. Cressey (1932) zur „Taxi-Dance Hall“, in der in einem Kapitel auch „the life cycle of the taxi-dancer“ (Cressey 1932: 90ff.) beschrieben wird.

Worin lässt sich nun der Unterschied zwischen den Studien der ersten und zweiten Generation finden, die durch Howard S. Becker repräsentiert wird. Erstens – und dies zeigt sich schon am Begriff der „Subkultur“ – muss die Untersuchung sozialer Situationen nicht auf das Problem der Abweichung oder noch schärfer der Delinquenz begrenzt bleiben. Konzepte wie die „Definition der Situation“ oder die Frage nach den Formen der gesellschaftlichen „Des“- „Re“- oder „Neu“-Organisation lassen sich auf sämtliche soziale Phänomene anwenden. Hierbei muss „Subkultur“ auch nicht mehr im engeren Sinn als Kultur einer Minderheit angesehen werden, sondern einfach als eine Kultur, die eine bestimmte Gruppe oder einen bestimmten sozialen Kontext (bspw. ein Milieu) von der Gesamtkultur der Gesellschaft abgrenzt. Dabei kann es sich durchaus um besondere Elitekulturen handeln, die sich vom Rest der Gesellschaft abgrenzen und abschließen.

Genau diesen Prozess der Abschließung von Elitegruppen und den besonderen Übergangsprozessen, die sich daraus für das Individuum ergeben, wenn es den sozialen Raum solcher Gruppen betritt, hatten Blanche Geer, Howard Becker, Everett Hughes und Anselm Strauss im Blick, als sie sich in ihrer Studie „Boys in White“ (Becker et al. 1961) mit US-amerikanischen Medizinstudentinnen beschäftigten. Die Leistung der zweiten Generation der Chicago School besteht somit in der Ausweitung des Konzepts und der dabei gewählten Vorgehensweisen.

Diese Strategie lässt sich auch in umgekehrter Richtung bei der Analyse von „Außenseitern“ oder „abweichenden Kulturen“ beobachten, die Howard Becker (1963) in der berühmten Studie „Outsiders“ einschlägt. Hier wird die Kultur der Außenseiter nicht mehr als etwas Defizitäres im Vergleich zur normativ im Durchschnitt der Gesellschaft vorherrschenden Praktiken angesehen, sondern als eine Kultur – auch im Sinne einer kulturellen Errungenschaft – in ihrem eigenen Sinn und von eigenem Wert. Dies arbeitet Becker, der selbst Musiker war und das Klavierspielen bei dem famosen Cool-Jazz-Pianisten und Bandleader Lennie Tristano im Alter von 12 Jahren erlernt hatte, an den subkulturellen Klub-Szenen und der Sozialfigur des „jazz musician“ heraus (Becker

1951, Becker 1963: 79-100). Das Buch „Outsiders“ übernimmt Gedanken und Befunde, die Becker in schon in früheren Untersuchungen entdeckt hatte. Allerdings fügt er sie zu einer neuen Systematik zusammen. So schickt er der Untersuchung eine Definition und ein Modell der Devianzkarriere voraus. Ein wesentliches Anliegen ist es, ein „simultanes“ Modell der Devianz durch ein „sequentielles“ Modell zu ersetzen (Becker 1963, Kap. 2).

Ihn interessiert somit nicht die deviante Kultur oder das deviante Verhalten als solches, sondern der Entwicklungsweg, den ein Individuum innerhalb eines sozialen Kontextes durchläuft, um zu einem „Außenseiter“ zu werden und sich in der spezifischen Kultur einer abweichenden Gruppe zurechtzufinden. Die spezifische Kultur und das soziale Milieu der abweichenden Gruppe können dem Individuum durchaus Erfolg vermitteln. Abweichendes Verhalten lässt sich aus Beckers Sicht dabei in gewisser Weise auch mit Unternehmungen bzw. Unternehmertum (Becker 1963: 162ff.) vergleichen. Entscheidend ist für ihn jedoch die Erklärung der Entstehung der Abweichung als sequentieller Prozess. Dazu wählt er zwei typische Beispiele: die Karriere eines Marihuana-Konsumenten (Becker 1963: 41-78) und die Karriere eines Tanzmusikers, genauer des Jazzers (Becker 1963: 79-119). Beide Prozesse sind verbunden (a) mit der Geschichte des Erlernens einer Praktik – dem Marihuana Rauchen bzw. dem Musik Machen – und (b) mit einer Aneignung einer subkulturspezifischen Moral. So müsse etwa der Marihuana-Raucher zunächst einmal lernen, wie Marihuana geraucht wird, dann lernen wie die Effekte des Marihuana-Rauchens kontrolliert hervorgebracht werden, bevor er lernen kann, Marihuana-Rauchen mit Freude zu genießen. Zudem beschreibt Becker (1963: 72ff.) einen Prozess der Überwindung konventioneller Moralauffassungen in Bezug auf Marihuana-Konsum, der durch eine schrittweise Zurückweisung und Rationalisierung des Gebrauchs dieses Narkotikums erfolgt. Zunächst dient ihm – bei noch unregelmäßigem Konsum – der Vergleich zum Konsum legaler Drogen. Nehme der Konsum regelmäßige Formen an, komme es zu der Deutung, dass der Gebrauch des Marihuanas immer noch einer freien Entscheidung unterliege, auch wieder im Vergleich mit Konsumenten legaler Drogen, die z.B. Alkohol trinken oder rauchen würden, weil sie Probleme mit sich oder ihrem Leben hätten.

Becker schließt die Rekonstruktion der „Marihuana-Karriere“ ab mit folgendem Fazit:

“In short, a person will feel free to use marihuana to the degree that he comes to regard conventional conceptions of it as the uninformed views of outsiders and replaces those conceptions with the "inside" view he has acquired through his experience with the drug in the company of other users.” (Becker 1963: 78)

Das, was Becker hier beschreibt, ist somit ein Sozialisationsprozess, den ein Akteur im Verlauf einer Lebensphase durchläuft und in dem er eine spezifische Haltung zu einem Tun innerhalb eines speziellen sozialen Kontexts entwickelt.

Gleichermaßen analysiert er auch den Prozess des Sich-Bildens zu einem „Dance Musician“. Auch hier gehe es um den Prozess, in dem die Person sich nicht nur die Praktik des Musizierens selbst, sondern ein bestimmtes Ingroup-Outgroup-Bild aneigne. Gewissermaßen wird dabei das in der Gesellschaft vorherrschende Bild vom Jazzler als Außenseiter umgekehrt, so dass nun die Durchschnittsmenschen, die nichts mit Jazz anfangen können, zur Outgroup werden, zum „square“ – was auf deutsch als „Spießler“ übersetzt werden könnte. Dabei sähen sich die Tanzmusiker laut

Becker (1963: 91ff.) einem typischen Konflikt ausgesetzt – den zwischen der Verfolgung eigener selbstexpressiver Interessen bei der musikalischen Aufführung und dem Übergehen dieses Wunsches zugunsten der Interessen des Publikums, insbesondere des kommerziellen Geschmacks der „squares“. Zudem müsse es ihnen gelingen, sich selbst von konventionellen Sozialbezügen zu trennen („self segregation“, Becker 1963: 95ff.), was allerdings mit zunehmender Isolation einhergehe. Dadurch gerate der Tanz- bzw. Jazzmusiker in spezielle Musikerzirkel, von denen es dann wiederum abhängt, ob er sich den eher kommerziellen Tanzmusikern oder den eher devianten Jazzmusikern dauerhaft anschließen kann. Partnerinnen und Familie (Jazz ist in dieser Zeit eine vorwiegend männliche Angelegenheit) würden immer mehr zurücktreten.

Becker interessiert sich also für Sozialisationskarrieren von milieuspezifischen Sozialfiguren. Es geht ihm in seinen Rekonstruktionen weniger um die individuellen Besonderheiten, die einzelne Subjekte in ihren jeweiligen sozialen Kontexten ausbilden oder mit denen sie auf die Herausforderungen des Milieus reagieren. Sondern im Mittelpunkt der Becker'schen Analysen steht ein sozialisatorischer Transformationsprozess, der eine Person von einer ‚normalen‘ Lebensweise mehr und mehr in ein spezifisches Milieu zieht. Es geht daher um die Rekonstruktion eines milieutypischen Wegs der Selbstwerdung einer Sozialfigur.

Aaron Cicourel: Mark

Im Rahmen der zweiten Generation der Chicago School entwickelt sich im Kreis um Everett Hughes, Anselm Strauss und Erving Goffman eine weitere Forschungsperspektive, die ebenfalls in der Tendenz von der Studie „Boys in White“ ausgeht. Diese Forschungsrichtung ist jedoch weniger daran interessiert aufzuzeigen, wie ein bestimmter Sozialtypus – der professionelle Arzt, Jazzmusiker oder geübte Marihuana-Raucher – entsteht. Demgegenüber steht die Dimension des Lebens in der Welt der Klinik im Mittelpunkt. Dieser Forschungszweig wird auch als Klinische Soziologie bezeichnet. Als klassische Arbeiten aus dieser Richtung gelten die Studien von Glaser und Strauss (1965, 1968) zum Prozess des Sterbens und der Interaktion mit Sterbenden sowie die Arbeiten von Erving Goffman zu „Stigma“ (Goffman 1963) oder „Asylen“ (Goffman 1961).

Im Anschluss an diese klinischen Studien kommt es auch zu einer Rückkehr und Neu-Ausrichtung der Devianzforschung. Lebensläufe werden dann nicht nur in subjektiv-biographischer Perspektive unter dem Gesichtspunkt der Bewältigung untersucht, sondern daraufhin wie sie institutionell – behördlich – konstruiert werden. Dies zeigt Aaron Cicourel (1968) in dem Abschnitt über die Institutionengeschichte von „Mark“ in dem Buch „The Social Organization of Juvenile Justice“. Die Verhaltensweisen von Mark werden somit einem systematischen Prozess des „Labelings“ unterzogen, so dass seine Biographie mehr und mehr als Kriminellen-Karriere erscheint.

Damit hat sich die Perspektive der Forschung verschoben. Die „List of Official Records“, die Shaw noch als objektive Daten neben die erzählte und aufgeschriebene Lebensgeschichte von Stanley stellte, ist nun keine sichere Quelle mehr, sondern Beleg für die institutionelle (behördliche) Konstruktion einer biographischen Wirklichkeit als Kriminalitäts-Karriere.

1.1.3 „Great Depression“ und „Life Course Research“

Allerdings wird im Rahmen der soziologischen Forschung die interpretative und einzelfallorientierte Forschung der Chicago School mehr und mehr als problematisch beurteilt angesichts der zunehmenden Konkurrenz sozial-statistischer Analysen und sogenannten Survey-Studien, die sozial-statistische Analysen und Einstellungsfragen miteinander kombinieren. Schon die Vertreter der frühen Chicago School nutzen Sozialstatistiken zu Wohnvierteln, Einwandererquoten und so weiter, um den objektiven Rahmen der Lebensbedingungen in den Städten zu beschreiben. Jedoch stellten sie diesen Daten Interviewerzählungen und andere subjektive Dokumente wie Briefe und aufgeschriebene Geschichten gegenüber. Neuere Erhebungstechniken ermöglichten es nun aber, nicht nur Daten über Alter, berufliche Stellungen oder Bildungsabschlüsse, sondern durch gleichzeitig eingesetzte Befragungstechniken auch Meinungen und Einstellungen der Personen zu erfassen, so dass beide Datenarten miteinander kombiniert ausgewertet werden konnten. Psychologische Methoden erhielten so Einzug in die soziologische Forschung.

Trotzdem fragt sich, wie diese Art der Forschung in den USA und bald darauf auch in Europa an Bedeutung und gesellschaftlicher Relevanz gewinnen konnte. Dies hing auch wieder mit bahnbrechenden Studien zusammen, die besondere historische Erfahrungen der US-Bürgerinnen aufgriffen, die ab 1960 wieder prominent in den öffentlichen Diskurs gelangten. Ein Thema, das in dieser Zeit besonders in Form von journalistischer Sozialreportage – ähnlich wie auch in der Chicago School – öffentlich behandelt wurde, war die sogenannte Great Depression, die Weltwirtschaftskrise am Ende der 1920er und 1930er Jahre. Als wegbereitend gilt das Buch „Hard Times“ von dem Radio-Journalisten Studs Terkel (1970), das aufgrund seines Untertitels auch als Pionier-Studie der „Oral History“ gilt. Zuvor hatte Terkel (1957) bereits durch ein ähnlich angelegtes Buch über „Giants of Jazz“ viel Aufmerksamkeit erhalten. 1985 erhielt er den Pulitzer-Preis für nicht-fiktionale Werke für sein Buch „The Good War“ (Terkel 1984), das ebenfalls im Kontext der Oral History steht.

Studs Terkel: Hard Times

Bei „Hard Times“ handelt es sich um eine Sammlung von Interviewgesprächen mit 150 bis 200 Personen, die in verschiedenen Kapiteln unter Stichworten zusammengefasst werden, die teils den Sprachstil und die Wortwahl der dreißiger Jahre, teils jedoch auch die Erfahrungen der „Großen Depression“ in den aktuellen Kontext zu stellen versuchen. Die interviewten Personen geben in den Gesprächen ihr eigenes, subjektives Verständnis der Weltwirtschaftskrise wieder. Dabei kommen Menschen zu Wort, die zu Zeiten der Großen Depression in den USA gelebt haben, die demnach als Zeitzeugen sprechen, aber auch jüngere Personen im Alter von 18 bis 35, die noch zu jung gewesen sind, um die Weltwirtschaftskrise selbst erfahren zu haben. Sie wissen teils nichts dazu zu sagen oder sie sprechen darüber, weil sie von ihren Eltern davon gehört oder in Büchern darüber gelesen haben.

Deutlich wird dadurch, dass aus der Perspektive der Alltagsgeschichte die Große Depression sehr Unterschiedliches bedeutet: so kommen die Sicht der Black Americans, der Ärzte, der Arbeiter, der Intellektuellen, der Bauern zur Sprache oder die der Menschen, die die Weltwirtschaftskrise aus der Perspektive der Kinder erlebt haben. Es erzählen Aktivisten aus der damaligen Zeit, die

Protestmärsche oder Streiks organisiert haben und (später) deshalb verfolgt wurden. Aber es kommen auch Vertreter der Hippiebewegung oder der Protestbewegung der 68er (wie der Musiker Country Joe McDonald) zu Wort, die versuchen die „Great Depression“ in eine allgemeine Problematik gesellschaftlicher Entwicklungen zu stellen. Oral History ist daher eine Form der kollektiven Erinnerung aus der Perspektive der Alltagsmenschen. Es geht dabei – ähnlich wie bei den Lebensgeschichten von Stanley oder Wladek aus der Chicago School – nicht darum, was richtig oder falsch ist, tatsächlich geschah oder nicht, sondern was vom Geschehen als persönlich wichtig in Erinnerung bleibt.

Glen H. Elder: Children of Great Depression

Mit dem Thema der Weltwirtschaftskrise beschäftigt sich auch eine weitere Studie, die insbesondere für standardisierte und quantitativ vorgehende Lebenslaufforschung zu einer bahnbrechenden Untersuchung geworden ist, die immer noch als beispielgebend gilt, das Buch „The Children of Great Depression“ von Glen H. Elder (1974). Sie gilt als Vorbild einer längsschnittlich angelegten Kohortenstudie. Was ist darunter zu verstehen?

Unter einer „Kohorte“ (Ryder 1965, Glenn 1977, Müller 1978) versteht man die Personen, die ein bestimmtes Lebensereignis – wie das der Geburt, des Berufseinstiegs oder der Heirat –, zur selben Zeit erleben. Sie unterliegen somit den gleichen historischen Einflüssen. So lässt sich sagen, dass all die Menschen, die in den USA um 1920 geboren wurden, das historische Ereignis der Weltwirtschaftskrise im Alter von etwa 10 Jahren erlebt haben; während etwa den Kindern, die um 1928/1929 geboren sind, dasselbe Ereignis in der frühesten Kindheit widerfuhr. Genau die beiden Kohorten – die um 1920 Geborenen und die kurz vor 1930 Geborenen – sind in Elders Arbeiten (Elder 1974, Elder/Rockwell 1978) die miteinander verglichenen Geburtskohorten. Elder hat nun die Angehörigen derselben Geburtsjahrgänge langfristig, d.h. in der je individuellen Lebensentwicklung beobachtet. Er konnte daher Informationen nutzen, die sich über die gesamte Lebenszeit der Personen erstreckten, da sie seit 1920 jährlich erhoben wurden. Er konnte für alle 167 Personen, die der „Oakland-Kohorte“ (in Oakland geborene Kinder) angehörten, über die jährlichen Daten zur Kindheit und zu drei weiteren Messzeitpunkten im Erwachsenenalter verfügen.

Elder und Rockwell konnten außerdem die Daten aus der „Oakland-Studie“ mit Daten aus zwei anderen Studien, der „Elmtown-Studie“ von Hollingshead (1949) und der „Berkeley-Studie“ von MacFarlane (1938), vergleichen, da diese auf ähnliche Weise angelegt waren, jedoch im Unterschied Kinder und Jugendliche langfristig beobachtet hatten, die zwischen 1928 und 1930 geboren wurden, also ca. 10 Jahre jünger waren als die Oakland-Kinder.

1.2 Die Renaissance der Lebenslaufforschung in Europa

Auch in Europa finden sich bereits Anfänge der Biographie- und Lebenslaufforschung in den 1920er bis 1930er Jahren, z.B. die berühmte Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ von Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld und Hans Zeisel (1933). Auch die Arbeiten der Psychologin Charlotte Bühler werden häufig als Pionierleistungen gewertet, insbesondere die Schrift „Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem“ (Bühler 1933).

Zu einer systematischen Entwicklung einer Lebenslauf- und Biographieforschung kommt es in der Geschichtswissenschaft und in der Soziologie erst Ende 1970 und ab den 1980er Jahren. Hier spielen Einflüsse aus den USA eine Rolle, insbesondere die Idee der Oral History und die von Elder ausgehende „Life Course Research“, die programmatisch auch in Frankreich, Italien, Großbritannien und Deutschland aufgegriffen werden.

1.2.1 Paul Thompson: Oral History

Im Jahr 1978 erscheint in der ersten Auflage das Buch „The Voice of the Past“ des britischen Historikers Paul Thompson. Dieses Werk legt einen Grundstein für die Oral History als geschichtswissenschaftlichen Ansatz. Es handelt sich nicht um eine Studie im eigentlichen Sinn, in der eine bestimmte historische Epoche, ein geschichtlich bedeutsames Geschehen oder die Lebensweise in einer früheren Gesellschaft konkret untersucht wird. Sondern es geht um die Darlegung eines Forschungsprogramms unter dem Titel „Oral History“. Mittlerweile ist das Buch von Thompson in mehr als zehn Sprachen übersetzt und 2017 in der systematisch erweiterten vierten Auflage erschienen. Die von Thompson 1978 angestoßene Programmatik hat sich somit durchgesetzt.

Die Inhalte der ersten Auflage zeigen bereits systematisch die Problematik, die Thompson vor Augen hat. Sein Anliegen ist es, von vorneherein nach der Bedeutung der Geschichte und Geschichtsschreibung für eine Gemeinschaft (oder Gesellschaft) zu fragen, die sich mit ihrer Vergangenheit beschäftigt. Er fragt grundsätzlich nach dem Verhältnis von „History and the Community“ (Thompson 1978, Kap. 1). Und dies beinhaltet immer auch die praktische Frage der Pflege des Geschichtswissens nicht nur durch Geschichtswissenschaftler, sondern durch die Gesellschaft und deren Menschen. Damit wird das Verhältnis von Geschichtswissenschaftlern und der mündlich von den Leuten überlieferten Geschichte neu verhandelt. Der Zeitzeuge, der mit seinen Geschichtchen Geschichte mündlich überliefert, wird gerne als der „natürliche Feind der Historie“ bezeichnet. Das Bonmot findet sich bei vielen Zeithistorikern (u.a. Hockerts, Kraushaar, Releucke), eine präzise Quelle dafür ist nicht überliefert.

Gegen dieses Vorurteil wendet sich Thompson, indem er die Leistungen und Errungenschaften der Oral History betont und die Zeitzeugen, insbesondere die Zeuginnen des vergangenen Alltags aus der Sicht verschiedener Bevölkerungsteile zu Konkurrenten der professionellen Geschichtsschreibung macht. Dies tut Thompson jedoch nicht ‚naiv‘ im Sinne von leichtgläubig. Die Erzählungen der Leute sind zwar die Datenbasis – die entscheidenden Quellen des Oral Historians –, aber dabei ist stets das Verhältnis zu beachten, das zwischen der Erinnerung und dem Selbst der Person besteht. Der Zeitzeuge erinnert sich immer von einem bestimmten Standort, aus einer bestimmten Erfahrung heraus. Das konnten wir schon oben bei dem Buch von Studs Terkel sehen. Die ‚Wahrheit‘ der Weltwirtschaftskrise von 1929 liegt stets im Auge des Betrachters. Sie hängt davon ab, welches Wissen sie oder er davon in Erinnerung behalten hat und wie dieses Wissen eingeordnet wird. Wissen generell, und besonders historisches Wissen, bestehen nicht einfach nur in einzelnen Informationen, die sich als Fakten zur Kenntnis nehmen lassen. Die ‚Fakten‘ werden stets vor dem Hintergrund bestimmter Maßstäbe beurteilt und bewertet. Schon die Frage, wie einzelne Ereignisse als Fakten aufeinander folgten, welches Faktum den entscheidenden Anfangs-

punkt und welches den Endpunkt eines zeitlichen Geschehens ausmacht, kann nicht ausschließlich an den Fakten selbst abgelesen werden. Sie unterliegen der Entscheidung desjenigen, der erzählt. Dies gilt auch für die „Geschichten“, die bedeutende Historiker erzählen, wie Hayden White (1973) in seiner Arbeit „Metahistory“ u.a. an Klassikern wie Tocqueville, von Ranke, Treitschke oder Burke zeigt.

Thompsons Grundlegung enthält zudem methodische Reflexionen. Wie sind Interviews in der Oral History zu führen? Wie sind Geschichten aufzubereiten, aufzubewahren und zu sichten? Und zu guter Letzt: Wie wird über die Interpretation von Geschichten Geschichte geschrieben und ‚gemacht‘? „The Voice of the Past“ erörtert somit die grundlegenden Fragen der Oral History und rehabilitiert den Zeitzeugen als Quelle der Geschichtsschreibung.

1.2.2 Ruhrgebiets-Erzählungen über die Zeit von 1930 bis 1960

Ein beliebtes Thema der Oral History ist die Sozialgeschichte der modernen Industriearbeiterschaft und des ‚Arbeiterlebens‘. In dieses Forschungsthema lässt sich die Pionierstudie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ von Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel aus dem Jahr 1933 genauso einordnen wie Edward P. Thompsons Werk „The Making of the English Working Class“ von 1963 oder das „Arbeiterleben in Deutschland“ von Josef Mooser (1984).

In dieser Tradition stehen auch die Arbeiten, die im Rahmen des Forschungsprojekts „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960“ zu Beginn der 1980er Jahre entstanden sind und in drei Bänden publiziert wurden (Niethammer et al. 1983ff.). Ursprünglich wurde das Projekt von Franz Brüggemann, Detlev Peukert und Lutz Niethammer ins Leben gerufen (vgl. Niethammer 1983a: 25), stellt dann aber ein Gemeinschaftswerk vieler Autorinnen und Autoren dar, zu denen u.a. Alexander v. Plato, Ulrich Herbert, Margot Schmidt, Michael Zimmermann, Bernd Parisius und Anne-Katrin Einfeldt gehören. Die drei Bände liefern weder eine systematische noch eine chronologische Geschichte des Ruhrgebiets. Auch thematisch ist der Ankerpunkt der Geschichten aus heutiger Sicht womöglich überraschend. Es sind die zwölf Jahre des Nationalsozialismus – von 1933 bis 1945 –, die den Rahmen für die „Sozialkultur“ des Ruhrgebiets von 1930 bis 1960 geben.

Insofern lauten die Untertitel der drei Bände „Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet“ (Niethammer 1983a), „Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet“ (Niethammer 1983b) und „Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern“ (Niethammer/v.Plato 1985). Es geht also zunächst darum, nachzuvollziehen wie die Menschen im Ruhrgebiet über die Zeit von 1930 bis 1960 sprechen. Im dritten Band geht es dann auch um den Vergleich in anderen deutschen Regionen (Franken, Berlin, usw.) oder anderen Ländern, die selbst einmal faschistisch regiert waren (Österreich, Italien) oder auch nicht (Schweiz). Aber in all diesen Fällen steht die Erfahrung des Faschismus und seiner Folgen im Mittelpunkt der Erzählungen der interviewten Zeitzeugen. Alle drei Bände besitzen auch einen eigenen Haupttitel, der jeweils O-Töne der Befragten wiedergibt: „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“ (Niethammer 1983a), „Hinterher merkt man, dass es richtig war, dass es schiefgegangen ist“ (Niethammer 1983b) und „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“ (Niethammer/v. Plato 1985).

Dass die 30 Jahre Alltags- und Lebenserfahrung sowie „Sozialkultur“ in den Rahmen des 12-jährigen „Dritten Reichs“ gestellt werden, bedurfte auch aus Niethammers Sicht einer besonderen Begründung. Es nennt sie „drei einfache Überlegungen“ (Niethammer 1983a: 7). Die erste Überlegung ist die, dass die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (West) zur Demokratie nicht „isoliert“ „von der Kontinuitätsproblematik der deutschen Zeitgeschichte“ verstanden werden könne. Niethammer bezeichnet es als eine „von uns und nicht von Hitler ausgehende Kontinuitätsproblematik“ (ebd.). Ziel sei es daher zweitens, die „Kontinuität des Volkes zu erforschen“ und dabei sei „die historisch wichtigste und zeitlich vordringlichste (Aufgabe, MC) die Erforschung der Volkserfahrung“ (ebd.). Die dritte Überlegung besteht darin, dass das Ruhrgebiet als eine für die Bundesrepublik „entscheidende Region“ angesehen werde, und daher das „politische Verhalten dieser Arbeiter- und Angestelltenregion“ besonders „erklärungsbedürftig“ sei (ebd.). Verständlich wird damit auch, weshalb es einen dritten Band mit vergleichenden Studien zu anderen Regionen gegeben hat.

Die von Niethammer und anderen gesammelten Erzählungen stellen insofern nicht das Leben von Arbeiterinnen und Arbeitern oder von Angestellten für sich in den Mittelpunkt, sondern sie folgen – zumindest unausgesprochen – der These, dass die nationalsozialistische Herrschaft der rahmende Hintergrund der Alltagserfahrungen im Ruhrgebiet gewesen ist. Und dies bedeutet, dass der Nationalsozialismus schon vor 1933 eine Bedeutung hatte und bis weit in die 1950er und 1960er Jahre in den Köpfen der Leute geblieben ist. Insofern ging es bei Niethammers Team bei ihrem Zugang zur Oral History auch nicht um die Lebensgeschichten der Leute als solche, sondern um die Frage nach der Kontinuität eines Erfahrungshorizonts, der mit der Durchsetzung und den Folgen der politischen Herrschaft des Nationalsozialismus in Verbindung steht.

Die verschiedenen Teilstudien, aus denen das Projekt dann am Ende bestand, rekonstruieren verschiedene Perspektiven auf die Zeit, die durch den Nationalsozialismus bestimmt wurde. Dazu gehört die Frage, ob die „Ruhrarbeiterschaft vor 1933 in politische Lager zerspalten“ war, der sich Alexander v. Plato (1983a²) widmet, die Erfahrungen bestimmter Gruppen der Arbeiterschaft – seien es die der jungen Bergleute (Zimmermann 1983a), der Bergarbeiterfrauen (Einfeldt 1983a) oder der weiblichen Büroangestellten in Industriekonzernen (Schmidt 1983a) genauso wie die „Kriegserinnerungen“ (Niethammer 1983c) oder die Erinnerungen an die „Fremdarbeiter“ (Herbert 1983) bis hin zur „Suche nach Nachbarschaften, die nicht zertrümmert wurden“ (Parisius 1983). Und den perspektivisch unterschiedlichen Erfahrungen gehen dann auch die Beiträge – meist der gleichen Autorinnen – für die Nachkriegszeit nach, wie Schmidt (1983b) für die Büroangestellten bei Thyssen nach dem Krieg, die häuslichen Erfahrungen der Bergarbeiterfrauen (Einfeldt 1983b), dem Weg „vom Kruppianer zum Arbeitnehmer“ (Herbert 1983b) oder Entstehung der Interessensvertretung der Bergarbeiter (Zimmermann 1983b).

Entscheidend ist dabei, dass die Geschichte der Arbeiter und Angestellten im Ruhrgebiet aus Erzählungen der Gemeinsamkeit und Gespaltenheit besteht. Niethammer (1983a) veranschaulicht das am Unterschied der politischen Bedeutung der Sozialdemokratie innerhalb der Arbeiterschaft

² Alle Beiträge, die mit 1983a gekennzeichnet sind, befinden sich in Niethammer 1983a, die mit 1983b gekennzeichneten Autorinnen und Autoren haben Beiträge zu Niethammer 1983b geliefert.

vor und nach dem Krieg. Während die Sozialdemokratie in der Weimarer Zeit und insbesondere nach der Weltwirtschaftskrise deutlich an Wählergunst verlor und hinter die Kommunisten und die Zentrumspartei (der katholischen Arbeiterschaft) fiel, entwickelte sie sich nach dem Krieg zur stärksten und die verschiedenen Gruppierungen integrierenden Kraft.

Die besondere Leistung, die Niethammer und sein Team mit der Methode der Oral History vollbracht haben, bestand also darin, die offizielle Geschichtsschreibung des Neubeginns („Stunde Null“) der Bundesrepublik Deutschland in eine Kontinuität der Geschichten aus der Bevölkerung zu rücken, die sich auf den Hintergrund des Nationalsozialismus als zeitlichen Rahmen beziehen, jedoch aus je unterschiedlichen Perspektiven, die durch verschiedene politische Orientierungen in der Arbeiterschaft wie durch verschiedene gesellschaftliche Stellungen einzelner Gruppen der Arbeiterschaft bedingt waren. Ähnlich wie bei Studs Terkel Geschichten zur Weltwirtschaftskrise besteht die Stimme der Oral History auch bei den Studien aus dem Umfeld von Lutz Niethammer aus perspektivisch verschiedenen „Voices of the Past“.

1.2.3 Bertaux/Bertaux-Wiaume: Stories of the Baker's Trade

Betrachtet man nun die Forschungsrichtungen, die sich in der Soziologie des Lebenslaufs in Frankreich und Deutschland etwa ab 1980 formiert haben, zeigen sich darin erstens Unterschiede zur Verwendung von Lebensgeschichten in der Oral History und zweitens Anknüpfungen an die US-amerikanischen Forschungsstränge, die sich im Rahmen der Chicago School und der psychologischen wie soziologischen Lebenslaufforschung ergeben haben. Genauer gesagt können wir hier Differenzierungen zweier Forschungstraditionen beobachten: einer quantitativen Richtung, die mit Lebenslaufdaten operiert und einer qualitativen, die mit erzählten Geschichten operiert. Daraus erwächst dann auch die Unterscheidung zwischen Lebenslaufforschung und Biographieforschung.

Die französische Tradition der Biographieforschung ist stark durch die Arbeiten von Daniel Bertaux und Isabell Bertaux-Wiaume beeinflusst worden. Deren Studien wurden zudem international aufgegriffen, wie z.B. die Aufnahme ihrer frühen Aufsätze in das Handbuch „Biographical Research Methods“ zeigt, das Robert L. Miller 2005 in vier Bänden herausgegeben hat. Bertaux und Bertaux-Wiaume (1981) greifen in ihrer Studie zum Bäckerei-Handwerk in Frankreich Zugänge der Oral History und der Biographieforschung auf und führen diese zu einem „ethnosoziologischen Ansatz“ zusammen. Dies ist kein Zufall. Denn Isabell Bertaux-Wiaume ist Historikerin und Daniel Bertaux ein ethnologisch geschulter Soziologe (in Frankreich sind ethnologische und soziologische Tradition sowieso eng miteinander verbunden). Was die Untersuchung von Bertaux und Bertaux-Wiaume jedoch grundlegend – sowohl von der Biographieforschung als auch von der Oral History – unterscheidet, ist das Interesse an der Rekonstruktion von kollektiv-biographischen ‚Schicksalen‘.

Im Unterschied etwa zu den Studien von Studs Terkel oder Lutz Niethammer und anderen, die wir als beispielhaft für die Oral History kennengelernt hatten, oder den Lebenslaufrekonstruktionen aus der Chicago School, die biographische Einzelfallrekonstruktionen als pars pro toto für die subjektive Deutung eines bestimmten Karrieretyps (z.B. der „Jack-Roller-Karriere“) nehmen oder die sich für spezifische individuelle Verarbeitungsformen von Krisenerfahrungen interessieren (wie Elder oder Corbin/Strauss), stehen die „recits de vie“ – die Erzählungen des Lebens –, die Bertaux

und Bertaux-Wiaume in einer bestimmten sozialen Gruppe (hier: der selbständigen Bäcker) gesammelt haben, als Ausdruck für die Lebensweise eines sozialen Milieus (hier: der selbständigen Bäckereifamilie) in einer begrenzten Zeitphase (dem sich ökonomisch modernisierenden Frankreich der 70er Jahre).

Die Grundfrage, der sich die beiden Forscher widmen, ist die nach den grundlegenden Problemen der Lebens- und sozio-ökonomischen Existenzweise der selbständigen Bäcker. Bertaux und Bertaux-Wiaume stellen dabei anhand der vielen gesammelten Erzählungen vor allem eine Welt der Widrigkeiten fest, die in hoher zeitlicher und körperlicher Belastung besteht, und sich in einer Welt abspielt, die verglichen mit der zeitgleich ablaufenden Modernisierung der Ökonomie (hin zu mehr Dienstleistungsgewerbe) als anachronistisch erscheint. Daran anschließend geht es ihnen um eine Erklärung dafür, weshalb sich junge Männer noch relativ am Anfang ihrer Berufslaufbahn dazu entscheiden, eine solch erwartbar schwierige Laufbahn auf sich zu nehmen. Die Analyse der Lebenserzählungen konzentriert sich somit auf zwei Fragen: Was wird in nahezu allen Lebenserzählungen gleichermaßen als biographische Station genannt? Und welche damit einhergehenden Erfahrungen werden mehrheitlich berichtet? Das, was Bertaux und Bertaux-Wiaume dabei herausarbeiten, sind die kulturellen und sozialräumlichen Wurzeln der Motivlage, die Personen zur Entscheidung für einen solchen Beruf befähigen.

Es ist die besondere Tradition des Bäckereihandwerks, das insbesondere im ländlichen Raum verwurzelt ist. Hinzu tritt die Bedeutung des Kundenstamms für jede einzelne Bäckerei (rund 1000 Personen im Schnitt), die vor allem bei der Übergabe des Betriebs für dessen Wert eine wesentliche Rolle spielt. Und es sind die frühen Erfahrungen einer Arbeitsdisziplin, die von Beginn der Lehre an auf die Bäckereihandwerker eingewirkt haben (z.B. das frühe Aufstehen um zwei Uhr in der Nacht). Bertaux und Bertaux-Wiaume rekonstruieren somit Verlaufsform und Motivlage des selbständigen Bäckers als einen historisch spezifischen Sozialtypus und weniger die spezifischen Muster der subjektiven Bewältigung, die womöglich auch in diesem Milieu beobachtet werden könnten. Genau darin liegt der Unterschied zu den Forschungsansätzen, die sich ebenfalls ab 1980 in der deutschen Biographie- und Lebensforschung herauskristallisieren.

1.2.4 Biographie- und Lebenslaufforschung in Deutschland

Auch in der deutschsprachigen Soziologie kommt es Ende der 1970er zu einer Wiederentdeckung der „Soziologie des Lebenslaufs“ (Kohli 1978). Dabei werden die Forschungsstränge, die wir oben aus der US-amerikanischen Soziologie dargestellt haben, in Verbindung mit frühen deutschen Ansätzen der 1920er – insbesondere mit dem Generationsaufsatz von Karl Mannheim (1928, vgl. hier 2.4) – gebracht. Der von Martin Kohli herausgegebene Band „Soziologie des Lebenslaufs“ verbindet insofern mit Aufsätzen von Elder/Rockwell (1978), Glick (1978) oder Modell et al. (1978) erstens einschlägige Beiträge der US-amerikanischen Lebenslaufsoziologie mit neueren deutschsprachigen Beiträgen aus diesem Feld (z.B. Müller 1978, Friedrichs/Kamp 1978) und enthält zweitens mit Aufsätzen von Cicourel (1978) oder Wolfram Fischer (1978) Arbeiten, die an den jüngeren Zweig der Chicago School anknüpfen. Daran anschließend begründen sich wichtige Buchreihen, wie z.B. „Biographie und Gesellschaft“ (Reihenherausgeber: Werner Fuchs, Martin Kohli, Fritz

Schütze) beim Verlag „Leske + Budrich“ (Opladen), „Lebensverläufe und gesellschaftlicher Wandel“ (Reihenherausgeber: Karl Ulrich Mayer) beim „Westdeutschen Verlag“ (Opladen) oder „Status Passages and the Life Course“ (Reihenherausgeber: Walter R. Heinz) beim „Juventa Verlag“ (Weinheim) sowie neue Zeitschriften, z.B. „BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History“ an der FernUniversität in Hagen.

Einschlägige Handbücher, Einführungen und Zeitschriften

Handbücher und Einführungen

Jost, Gerhard/Haas, Marita (Hg.) (2019): Handbuch zur Soziologischen Biographieforschung. Grundlagen für die methodische Praxis. Opladen

Klein, Christian 2020: Handbuch Biographie. Stuttgart. 2. Auflage.

Lutz, Helma/Schiebel, Martina/Tuider, Elisabeth (Hg.) (2018): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden

Miller, Robert L. 2007: Biographical Research Methods. London. Volume I-IV. 2nd Edition.

Sackmann, Reinhold 2013: Soziologie des Lebenslaufs. Weinheim.

Zeitschriften

Advances in Life Course Research. (Elsevier)

BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History. (Opladen/Farmington Hills)

Oral History Forum. (Canadian Oral History Association Journal)

Oral History Review. (Oral History Association, University of North Dakota)

Glossar

In diesem ersten Abschnitt stand das Schnuppern an klassischen Studien im Mittelpunkt. Daher fällt das Glossar nur sehr schmal aus, da die meisten der hier verwendeten Begriffe später noch systematischer behandelt werden.

Life Records (persönliche Dokumente)

Aufzeichnungen, die von den Personen selbst gemacht werden, z.B. in deren Alltag (Briefe, Tagebücher) oder in besonderen Kontexten (Schreibwettbewerbe, auf Wunsch einer Behörde oder von Wissenschaftlern).

Oral History

Aufgezeichnete Erzählungen über eine geschichtliche Phase von Leuten, die diese Phase selbst erlebt haben und die ihre persönlichen Erfahrungen in das Geschriebene oder Erzählte einbringen.

Kollektive biographische Schicksale (sozialer Figuren)

Schon in der Chicago School ging es nicht allein und auch nicht primär um das individuelle Schicksal einer einzelnen Person. Das „Schicksal“ des Polish Peasant oder der „Hard Times“ bei Studs Terkel, die Geschichten aus dem „Baker’s Trade“, die Bertaux und Bertaux-Wiaume gesammelt haben, stehen für subjektive Erfahrungen, die viele Menschen in einer bestimmten sozialen Lage kollektiv relativ ähnlich gemacht haben. Wenn viele Menschen relativ ähnliche Erfahrungen machen und dazu gleichartige Muster der Bewältigung ausbilden, kann man auch von „Sozialfiguren“ (Stein 1980ff., Moebius/Schroer 2010) sprechen.

Karriere

In den Arbeiten von Howard Becker (und später von vielen anderen Soziologen) wird der Begriff Karriere nicht ausschließlich und nicht primär auf den Berufsweg oder eine Erfolgsbiographie (z.B. eines Künstlers) angewandt, sondern auch für typische Wege, die in bestimmte soziale Positionen oder Lebensstile führen, die auch abweichende Verhaltensweisen beinhalten können (wie Drogenkonsum oder spezielle Szenestile).

Aufgaben

1.) In der frühen Chicago-School wurde in den Studien zwischen der Darstellung der Analyse und der Dokumentation der persönlichen Aufzeichnungen (Briefe, Tagebücher, aufgeschriebene Biographien) strikt getrennt. Denken Sie über Vor- und Nachteile eines solchen Vorgehens nach und schreiben Sie sich die aus ihrer Sicht wichtigen Pro- und Contra-Argumente dazu auf.

2.) In der Oral History spielen Geschichten, in denen Zeitzeugen über ihr persönliches Erleben geschichtlicher Prozesse erzählen, eine besondere Rolle. Auch dies hat Stärken und Schwächen, birgt Chancen und Risiken. Versuchen Sie auch hier wieder die wichtigsten Stärken, Schwächen, Chancen und Risiken, die Ihnen eingefallen sind, aufzuschreiben.

3.) Welche Potentiale haben Studien, die Gruppen von Individuen über einen längeren Zeitraum untersuchen – so wie etwa in „Children of Great Depression“? Welche Schwierigkeiten können in solchen Langzeituntersuchungen auftreten?